Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 43 (1939-1940)
Heft: 16

Artikel: Die Mutter : zum Muttertag
Autor: Eschmann, Ernst
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-670183

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Arkadien herauf, wo alles Licht und Sonne und Heiterkeit ist, froher Genuß! Und darum, um seiner Gesundheit willen, ist Rubens lebendig geblieben bis auf den heutigen Tag. Und darum ist er ein Menschheitsbeglücker, dessen wir Nachfahren uns dankbar und bewundernd erinnern!

Landschaft (von oben), nach dem Föhn.

Wie eine rätselvolle Frau
nach tiefem Schlaf erwacht,
so blüht die Tiefe auf, [Bächen,
mit Glanz und Licht, in gelben, silbergrünen
mit Laut und Ruf, mit zartgetönten Flächen,
nach schwarzer, todesstarrer Nacht.

Kein Vogelleib,
doch tönt' ein Klingen aus der Tiefe,
der Pappel traurig Braun stieg wie Gebet,
und dunkelblau verwühlte sich der Fluß.
Wir sah'n hinab, gebannt, als ob's uns riefe.

Und rief's uns nicht,
mit Raunen, Rauschen, Rieseln?
Es troff die Erdenhaut von warmer Flut.
Seht dieses weiche Blitzen, fern, auf Kieseln.
Seht dieses Funkeln, das im Wandel ruht!

Edouard H. Steenken.

Die Mutter.

Zum Muttertag von Ernst Eschmann.

Was das Leben doch nicht alles in so einen Eisenbahnwagen zusammenwirbelt! Geschäftliche Unternehmerlust, abenteuerliches Volk, Schüler und Gerichtsherren, Gelehrte und Weltverbesserer. Sie sitzen nebeneinander, und keiner weiß vom andern, was er vorhat. Der eine verbirgt seinen Kopf hinter einer Zeitung, ein anderer zündet eine Zigarre an, und wieder einer guckt in die Weite, sinnt einer Freude oder einem Kummer nach, schaut und brütet in sich hinein oder steuert auf ein Gespräch los, um die seltsame Stille zu unterbrechen.

Ich schlage mich zu den stillen Beobachtern und Horchern, blicke den Menschen in die Augen und versuche Geheimnisse aufzuhellen, die hinter diesen Stirnen schlummern. Köpfe gibt es, die leicht zu enträtseln sind. Man guckt gleichsam durch helle Fenster in eine behagliche Stube. Und andere sind wie Häuser in der Nacht. Kein Fünklein Licht blitzt durch eine Ritze, die Scheiben sind verhängt, und man errät auf keine Weise, was hinter diesen Wänden vorgeht.

Wenn sich dann der Zug in Bewegung setzt, wird die bunte Gesellschaft aufgerüttelt; ein Wort fällt da und dort, und eine zufällige Unterhaltung kommt in Gang. Sachte heben sich Schleier, Vorhänge lüften sich, und ich finde schon Gelegenheit, erste Vermutungen bestätigt oder ganz auf falsche Fährten geraten zu sehen.

So fuhr ich jüngst den Bergen zu. Es war noch früh am Morgen. Der Mond stand am Himmel, und der Tag schickte sich an, über den See und in die Dörfer zu kommen. Ein schöner Tag!

Sportler bevölkerten zumeist meinen Wagen. Es waren junge Leute mit ihren Skis, Mädel und Burschen. Karten wurden studiert, Pläne wurden erwogen; auch mancherlei Hoffnungen blitzten unter den Brauen hervor. Jugend, sie will sich des Lebens freuen.

Unter dieser Gesellschaft fiel mir eine ältere Frau auf, mir gegenüber. Sie hatte sich in eine Ecke gesetzt und kümmerte sich nicht um ihre Umgebung. Sie hatte wohl für sich zu tun. Ihr Mann war kurz vor der Abfahrt noch einmal in den Wagen getreten und hatte sich mit freundlichen Worten verabschiedet.

„Schade, daß du nicht mitkommen kannst!" bedauerte die Frau, und er sagte: „Ich konnte jetzt keinen Freitag machen, es ging wirklich nicht. Aber es freut mich, wenn du eine schöne Reise hast und gute Auskunft bekommst. Du wirst mir dann allerlei zu erzählen haben. Ade denn!"

Gute Bürgersleute! sagte ich mir. Eine Familie, in der geordnete Verhältnisse herrschen.

Nach einer guten Auskunft fuhr die Frau aus.

Was mochte das sein?

Der Zug hatte es eilig. Stationen wurden übersprungen. Man wollte bald in den Bergen, mitten im Schnee sein.

Ich entfaltete eine Karte. Und mit mir verfolgte die Frau meine Route. „Wird der Zug

Peter Paul Rubens: Selbſtbildnis. (Um 1637—1639.)

hier wohl halten?" fragte die Nachbarin und nannte eine kleine Gemeinde oben im Bündnerland.

Ich zweifelte; denn wir waren auf einer Extrafahrt begriffen, und unſer Ziel war Aroſa.

„Dann werde ich noch einen weiten Weg zu Fuß machen müſſen," fürchtete die Frau. „Wenn nur der Schnee nicht zu hoch liegt und ich gut durchkomme! Und wenn nur jemand zu Haus iſt. Denn ich habe niemand ein Wort geſagt, daß ich komme. O, es iſt eigentlich unverantwortlich, wie ich in der Welt herumfahre."

Hier hielt ſie inne. In ihre Augen kam ein ſeltſamer Glanz, als ob eine Freude durchbrechen wollte. Eine Erwartung, eine Überraſchung? Aber dann erloſch wieder der Schein, und es war, als ob eine tiefe Beſorgnis, irgend ein ſchwerer Kummer ſich meldete.

Bereits hatten wir den Walenſee erreicht. Die mächtigen Kurfirſten waren weiß überzuckert. Unten am Waſſer aber lag kein Schnee mehr. Auf halber Höhe der Abſtürze trugen die Tannen weiße Kappen. In der Sonne leuchtete das Walenſtatter Krankenhaus hoch oben am Hange.

Galt der Besuch der Frau etwa einer Kranken? Der Verwandtschaft? Oder guten Freunden?

Ich wollte nicht fragen.

Chur war erreicht. Wir mußten umsteigen. Das Aroser Bähnchen stand schon bereit. Es setzte eine fröhliche Jagd ein, zuerst nach dem hintersten offenen Wagen, der alle Ski aufnahm, dann in die Abteils und besonders nach den Fensterplätzen, die die herrlichsten Blicke ins wilde Tal der Plessur versprachen.

Neue Fahrgäste waren dazugekommen. Nun befand ich mich in einem Viererwinkel, in dem ich meine unbekannte Bekannte neuerdings als Gegenüber hatte, und zwei weitere Frauen hatten sich zu uns gesellt, einheimische Leute, die die Sonne von Arosa genießen wollten. Bald war ein Gespräch im Gang, und ich spitzte meine Ohren. Ein Wort gab das andere. Frauenerleben, Frauenschicksal!

„Ach Gott!" klagte meine Nachbarin. „Ich habe heut' auch einen schweren Gang vor." Sie wischte sich die Augen.

Wir andern lauschten und schauten sie mit gespannten Blicken an.

„Was eine Mutter nicht alles erleben muß! Und Mutter sein, es ist doch trotz allem das Schönste. Wir haben zwei Kinder. Sie sind alle schon erwachsen und aus dem Haus. Und es geht ihnen gut. Man darf zufrieden sein. Die Tochter ist verheiratet, und der Bub hat eine rechte Stelle."

Da ist also kein Grund zu klagen, sagte ich mir, und eine der Frauen wünschte ihr Glück.

„Glück, das haben wir schon," fuhr mein Gegenüber weiter. „Aber ich hielt es nicht aus, als unsere Kinder ausflogen und unser Haus so leer wurde. Mein Mann war tagsüber fort. Da blieb ich allein in den stummen Wänden. Das ist für mich etwas Furchtbares. Niemand sagt ein Wort. Niemand will etwas, und niemand kann man etwas tun. Die Küche ist leer, und in den Kammern niemand; im Garten rührt sich kein Blatt, und keine Stimme lacht und ruft. Als die Kinder noch bei uns waren, was war das für ein köstliches Leben! Abends saßen wir zusammen, und Sonntags zogen wir aus in die Nachbardörfer, durch Wald und Feld. Da wurde gesungen, und es ging oft recht laut und fröhlich her. Auf einmal war die Mühle wie abgestellt, und wie ausgestorben unser Haus. Da wurden die Morgen lang und die Nachmittage noch länger, und wenn der Vater nach Hause kam, fühlte ich mich von den einsamen Stunden halb krank. Unsere Kinder! Es fehlten die Kinder. Sie fehlten mir überall. Ich begann mich zu fürchten vor dem morgigen Tag, vor der nächsten Woche und wußte nicht, wie sie herumzubringen war.

Einmal fragte mich der Vater: „Tut dir etwas weh? Du siehst nicht gut aus."

Ich fiel aus den Kleidern, und alles tat mir weh.

„So kann es nicht weiter gehen," meinte der Vater. „Es muß etwas geschehen."

Guter Rat war teuer.

Da, als wir wieder einmal auf Abhilfe sannen, flog mir ein Gedanke zu. Ich wüßte schon etwas, bemerkte ich. Der Vater sah mich verwundert an.

Eine lange Weile war's mäuschenstill in unserer Stube.

Dann rückte ich heraus: Wir müssen ein Kind annehmen. Ich muß wieder etwas Lebendiges um mich haben. Ich muß wieder für jemand sorgen können, und den Tag über will ich jemanden um mich sehen.

Mein Mann sagte lange kein Wort. Dann begann er: Weißt du auch, was das heißt, was du wünschest, was du dir für Lasten auflegst? Jung bist du nicht mehr, und die Arbeit läuft nicht mehr so leicht und geschwind wie früher!

Das weiß ich wohl, bemerkte ich, und ich will alles auf mich nehmen, und wenn es Kummer gibt, will ich auch mit diesem fertig werden. Nur diese Einsamkeit ertrage ich nicht länger. Sie ist schwerer als alles, was kommen kann.

Es war nicht leicht, einen Entscheid zu treffen. Da aber mein Mann mich verstand und von je her gewußt hat, wie mir nur wohl war um unsere Kinder herum, entschloß er sich: Also denn! Ich bin dabei. Wir suchen ein Kind.

Und wir fanden eins. Es war ein liebes, ein herziges Geschöpf. Ein Büblein, kaum anderthalb Jahre alt. Die Mutter hatte es verstoßen, und auch der rechtmäßige Vater wollte nichts von ihm wissen. Es war ihnen in die Wiege gelegt worden, ohne daß sie zusammen gehörten. Beiden war es zu viel und im Weg. So machte es uns keine Mühe, es zu bekommen. Wie lachte es mich an, als ich es das erste Mal auf den Arm hob, und es fühlte wohl, wie lieb ich es schon hatte, und auch der Vater streckte ihm die Hand und hieß es herzlich bei uns willkommen.

Es ist unser Sonnenschein geworden. Der Dölfi, der Dölfi! hieß es den ganzen Tag. Wenn ich in der Küche zu tun hatte, war er bei mir.

Peter Paul Rubens: Die Söhne des Meiſters, Albert und Nikolaus.

Er folgte mir auf Schritt und Tritt, in die Kammern, in die Stube, in den Garten, auf den Eſtrich, und wo mir der kleine Knirps etwas helfen konnte, mußte ich ihn nicht zweimal heißen. Mutti! rief er mir. Vom erſten Tag an war ich ſeine Mutti. Er hing ſich mir an die Schürze. Mutti, ada gehen! das hieß zum Bäcker gehen und in die Metzg. Mutti lieb! lächelte er mich an. Ach, er wußte zum erſten Mal, was Liebe war.

Ich holte die Spiele vom Eſtrich herunter, mit denen unſere eigenen Kinder geſpielt hatten, das Schaukelpferd, das Wägelchen und den Rückenkorb, den er ſtundenlang nicht mehr abſtellen wollte. Mutti Wägelein fahren! Mutti gigampfen!

Und beim Essen war er kein Heikelnäscher. Was ich ihm vorsetzte, putzte er auf wie ein Hühnchen, das kein Körnchen liegen läßt. Er gedieh dabei und wurde ein dralles Bübchen, ganz kugelrund."

Die gute Frau kam in Eifer. Sie erzählte von Dölfi, von ihrem Dölfi.

O gewiß, er gehörte jetzt ihr.

Das heißt: die Waisenbehörde hatte anders zu ihr gesprochen. Von adoptieren war natürlich keine Rede, da eigene Kinder da waren, und der Waisenvater hatte sie von allem Anfang an auf einen Umstand aufmerksam gemacht. Sollte einmal eine kinderlose Familie den Dölfi ganz zu eigen nehmen wollen, und es war gewiß, daß er ein gutes Plätzlein und liebe Eltern bekam, dann mußte er sein Bündelchen schnüren.

Die Mutter erzählte weiter: „Ich konnte nach dieser Eröffnung nächtelang nicht mehr schlafen. Den Dölfi hergeben, das liebe Büblein wieder in andere Hände lassen, nicht wissen, ob es auch wirklich gut aufgehoben war, ich spürte, das ertrüge ich kaum.

Monate und Jahre vergingen. Ich dachte gar nicht mehr an die Gefahr. Wir lebten einander zulieb und hatten immer mehr Freude aneinander. Und am glücklichsten war ich, weil ich sah, daß auch mein Mann aufs Neue ein Kindernarr geworden war. Wenn der Vater nach Hause kam, sprang ihm der Dölfi entgegen. Er kletterte ihm auf die Achsel, und hoch zu Roß ritt er auf den Achseln des Vaters in die Stube.

Ich fühlte mich gesund und stark, und alle Anzeichen eines schleichenden Übels waren verschwunden. Unser Dölfi hatte das fertig gebracht.

Da eines Tages brachte mir die Post einen Brief. Er trug den Aufdruck der Waisenbehörde. Von einem Schrecken gepackt, riß ich den Umschlag auf, und was las ich? Es hatten sich Eltern gefunden, die den Dölfi adoptieren wollten, und nach den sorgfältigen Erkundigungen zu schließen, mußten es Leute sein, denen man ein Kind wohl anvertrauen durfte. Weit weg war's, droben irgendwo in den Bergen. Ich mußte mich setzen. Die Kräfte verließen mich. Dölfi kam gesprungen und sah gleich, daß mir etwas zugestoßen war. Mutti, fragte er, was hast?

Nichts, nichts! sagte ich und schluchzte dazu.

Es war die Zeit, da der Vater heimkommen mußte. Er fand mich auf dem Stuhle sitzend, wie auf den Kopf geschlagen.

Um des Himmels willen, was ist geschehen? fragte er.

Ich streckte ihm den Brief hin, und er las. Dann schüttelte er den Kopf. „Eine schlimme Sache! Es wird nichts zu machen sein!"

Es war nichts zu machen. Wir mußten den Dölfi hergeben. Kaum mehr eine Woche durften wir ihn behalten. So schnell kam das, so ganz unerwartet.

Und das Büblein? Verstand es, was mit ihm vorging? Wir durften ihm ja gar nicht sagen, was sein Schicksal für eine Wendung genommen hatte. Vielleicht war's keine schlimme. Aber die Veränderung mußte ihm schwer fallen. Wir sprachen mit ihm von Ferien und von den schönen Bergen, wie er sich tummeln könne mit den Kühen und Geißlein und wie er tagelang mit ihnen herumklettern werde.

Das schien dem Dölfi zu passen. Ja, er freute sich auf die Reise, und als ich ihm versprach, ich werde ihn dann einmal besuchen, klatschte er in die Händchen und jubelte laut.

O, ich mußte an mich halten, um nicht laut aufzuschluchzen.

So holten sie ein paar Tage darauf den Dölfi. Es zerriß mir beinahe das Herz, als ich sah, wie er hinter unserm Gartentörlein verschwand.

Der arme Dölfi! Was er wohl für Tagen entgegenging?

Ich habe ihn lange nicht mehr gesehen. Aber heut' geh' ich zu ihm, da die Bahn so eine billige Extrafahrt macht. Ich suche seine Eltern auf, und da sehe ich denn, wie er's getroffen hat.

Die freudige Regung schwang in der Mutter noch deutlich nach. Sie brannte vor Ungeduld, das Ziel zu erreichen. Da sie die Gegend nicht kannte, war sie stets von der Angst erfüllt, sie könnte das Dörflein verfehlen. Hoch oben am Hange lagen sie alle, tief verschneit, und mächtige weiße Kissen drückten die Dächer. War es dies Häuschen oder jenes, in dem ihr Dölfi nun daheim war? Ach Gott, er gehörte ihr ja nicht mehr. Aber ihr Herz hatte ihn noch immer nicht freigegeben.

„So etwas möchte ich nicht mehr erleben," bemerkte die gute Frau, „und ich wiederholte es fast jeden Tag meinem Mann. Und er begriff mich. Ja, ja, es ist schwer, es ist grausam, so ein Kind hergeben zu müssen."

„Der Schmerz wird Ihnen lange zu schaffen gemacht haben?" fragte eine der Frauen.

„Ich hatte Heimweh, unsägliches Heimweh nach dem Dölfi. Es kamen wieder die langen Morgen und die noch längeren Nachmittage. Ich konnte es nicht erleben, bis der Vater nach Hause

kam. Und wenn er da war, redeten wir nur vom Dölfi. Einmal kam ein Kärtlein von ihm, an sein Mutti, und er schrieb, es sei schön in den Ferien. Wir atmeten auf und weinten dazu. Dann haben wir lange nichts mehr von ihm gehört.

Es war mir nicht behaglich. Ich wußte nicht, ob ich kränkelte.

Da sprach an einem Sonntagnachmittag, als wir beide vor Grübeln uns nicht zu helfen wußten, der Vater das erlösende Wort. „Du, Mutter, wenn wir den Waisenrat fragten, ob er uns nicht wieder ein herrenloses Kindlein hätte?"

Mir war, als ob mit einem Male die Sonne durch alle Fenster schiene, und es war doch trübe draußen, und Wolken hingen vom Himmel. Ein paar Tage darauf fuhren wir zusammen in die Stadt, und unser Wunsch ging in Erfüllung. Jetzt sind wir nicht mehr allein. Wir haben diesmal ein reizendes Mägdlein, das Marieli, und es ist, als wollte es dem Dölfi nacheifern, den es gar nicht gekannt hat. So ein liebes und treuherziges Kindlein ist es."

Nun hielt der Zug an. Die Frau raffte ihre Siebensachen zusammen und schickte sich an, den Wagen zu verlassen. Die beiden andern gaben ihr die besten Wünsche mit, und auch ich drückte ihr die Hand.

Dann stapfte sie dem Dörflein zu und hielt fest ein Zettelchen in der Hand, auf dem die Adresse ihres Dölfi stand.

Wir fuhren weiter, arosawärts. Noch lange beschäftigte mich die Geschichte. Oben aber überfiel mich der Winter mit all seinen silbernen Herrlichkeiten, seinen Mauern von Schnee und seinen herrlichen Blicken nach den leuchtenden Gipfeln und verträumten Schluchten, daß ich der Mutter vergaß.

Doch am Abend, als ich auf der Heimfahrt das Dörflein wieder berührte, da uns die Gute verlassen hatte, rückte ich ans Fenster. Sie stand wieder auf dem Bahnsteig und schaute zufrieden drein. Mit einem Tüchlein winkte sie zurück, und vom Dörflein her, aus einem niedlichen Fenster, schwebte ein anderes Fähnlein. Das konnte nur vom Dölfi kommen. Die roten Wangen der „Mutter" sagten mir, er hatte es gut getroffen.

Und ich freute mich für ihn und die besorgte „Mutter".

Dann habe ich die Frau aus den Augen verloren.

Daß es doch recht viele solche Mütter im Schweizerland gäbe! Es wäre noch einmal so schön!

Mutter, deine Hände.

Solang ich denken kann, seh ich für mich sich sorgen,
Oft spät bei Nacht und schon am frühen Morgen,
Mutter, deine Hände.

Standst du an meinem Bett, wenn krank ich, mich zu pflegen,
Dann haben kühl auf meiner Stirn gelegen,
Mutter, deine Hände.

Und wenn ich schlief, hast du zu unserm Vater droben,
Für mich zu innigem Gebet erhoben,
Mutter, deine Hände.

Als ich dich dann verließ, zu ziehn auf fremden Wegen,
Da gaben mir zum Abschied frommen Segen,
Mutter, deine Hände.

Und brachte dort das Leben Not und glücklos Lieben,
Dann haben oft mir Rat und Trost geschrieben,
Mutter, deine Hände.

O wärst du jetzt bei mir, ich kniete vor dir nieder,
An meine Lippen drückt ich immer wieder,
Mutter, deine Hände.

Rudolf Weckerle.

Mein „Billy".

Von Dr. phil. Hans Walter Schmidt.

In der Nähe der kleinen Ortschaft Barkersville, in einer wilden Gegend British-Columbiens, hatte ich mein bescheidenes Jägerheim errichtet. Die Hütte, aus gefällten Baumstämmen roh gezimmert, lehnte sich an eine Felswand, und war dermaßen mit Dickicht und Buschwerk umgeben, daß selbst der schärfste Blick nichts von ihrem Dasein hätte gewahren können. Hier wohnte ich mit Billy, meinem treuen Hund. Ich hatte ihn einst von einem guten Freund aus Germany dort drüben zum Geschenk erhalten. Er war auch Trapper, wie ich, und hatte sich ein kleines Vermögen zusammengetrappt. Da zog es ihn mächtig zur Heimat zurück. Und als er zwei